



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 24 November 27, 1952

Köln: Bund-Verlag, November 27, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Held der Arbeit ging stiften

Ein großes Gelächter geht in diesen Tagen durch ganz Deutschland. Ein „Held der Arbeit“ floh aus der sowjetischen Zone nach Westberlin. Er verzichtete, ohne mit der Wimper zu zucken, auf eine Prämie von 10 000 DM Ost, auf ein unverzinsliches Baudarlehen, auf Reisen und Vorträge und auf ein angenehmes Leben als Nachfolger Hennekes. Dieser „Held der Arbeit“, Willy Knoblauch von den Stickstoffwerken Piesteritz, ließ alles im Stich, und das Satirische der ganzen Situation wird erst offenbar, wenn man weiß,

daß er, während Volkskammerpräsident Dieckmann am 13. Oktober eine große Rede auf Knoblauchs Leistungen hielt, schon in einem Westberliner Flüchtlingslager saß.

Willy Knoblauch ist 40 Jahre alt und arbeitete in der Karbidfabrik des Stickstoffwerkes. „Ich habe bestimmt gut gearbeitet“, erklärte er vor der Berliner Presse, „aber mit dem ganzen Zauber wollte ich nichts zu tun haben.“ Im Flüchtlingslager habe er dann hinterher gehört, wie Dieckmann ihn gefeiert habe: „Besonders hervorzuheben ist, daß der Kollege Knoblauch seine Arbeit unter Einwirkung großer Hitze durchführen muß.“ Dann ließ Dieckmann „die Ehrenbürger unseres jungen Staates“, die „Helden der Arbeit“, hochleben. Am 23. Oktober erhielt Knoblauchs Frau ein Schreiben des Sowjetzonen-Ministerpräsidenten Grotewohl: „Möge Ihr Bei-

spiel dazu beitragen, daß immer weitere Kreise unseres Volkes beim Aufbau des Sozialismus und eines friedliebenden einheitlichen Deutschlands helfen.“

Nach seinem Verschwinden wurde im Werk die Version verbreitet, daß er in Berlin erkrankt sei, und als diese nicht mehr zu halten war, daß er gleich darauf in Urlaub gefahren sei. Als seine Frau seinen Wochenlohn im Werk abholen wollte, wurde dieser zurückgehalten. Schließlich interessierte sich die Volkspolizei für das Verschwinden des „Helden“. Am 31. Oktober setzte sich seine Frau mit den Kindern nach Westberlin ab, wo sie im Flüchtlingslager ihren Mann traf. Gemeinsam wollen sie nun in das Bundesgebiet, wo Willy Knoblauch, der gebürtige Berliner, nichts tun will, als ehrlich arbeiten. Von Dekorationen und „Helden der Arbeit“ hält er nichts.

E. T.



Der Herr General Ramcke und ich

Der General Ramcke hat bekanntlich vor kurzem eine Rede gehalten, die die ganze Welt in Erregung versetzte. Die eigentlichen Kriegsverbrecher, so rief der schneidige Krieger, seien die Alliierten, die Städte eingäschert hätten.

So sagte General Ramcke, der „in allen Ehren“ von der Bonner Bundesrepublik seine Pension bezieht. Es handelt sich um die nicht unansehnliche Summe von etwa 1200 Mark.

Es ist authentisch, daß Herr Ramcke auf seinem Rückzug nach Brest im Jahre 1944 Dörfer einäscherte, unbeteiligte Zivilisten und zahlreiche Maquisards hängen ließ. Nach dem System: „Gefangene werden nicht gemacht...“

General Ramcke wurde bekanntlich zu Zwangsarbeit verurteilt und auf Intervention Bonns hin nach kurzer Zeit begnadigt. Und bezieht nun seine Generalspension.

Aber weshalb, so wird der Leser fragen, der Titel „Ramcke und ich?“ Nun, ich habe während des Krieges annähernd vier Jahre in Gefängnissen und Konzentrationslagern zugebracht. Beim Sprung aus dem fahrenden Deportationszug habe ich einen halben Fuß verloren. Die im Zuge Gebliebenen — rund 2000 — sind vergast worden.

Ich habe durch den Nazismus meine Existenz verloren. Mein Vermögen ist im Oktober 1937 durch Verfügung des Reichsinnenministers beschlagnahmt worden. Veröffentlicht im Reichsanzeiger des „Großdeutschen Reiches“. Ich kämpfte noch heute um eine angemessene Entschädigung. Ich nehme nach den bisher gemachten Erfahrungen an, daß ich noch einige Jahre kämpfen werde. Ohne allzuviel Siegeshoffnung.

Herr Ramcke aber bezieht seine Pension. Und keine kleine. Glauben Sie nicht, daß der General Ramcke den zweiten Weltkrieg gewonnen hat...?

Kurt Kaiser-Blüth

Zu diesem ungewöhnlichen Foto ist etwas zu sagen:

Ein Mann sitzt auf der Straße und hält sein Kind im Arm. Er sitzt auf der Straße, in jeder Beziehung. Er ist arbeitslos. Ob's ihm etwas ausmacht? Man braucht ihn nicht zu fragen. Man sieht es ihm an, und es sieht uns an — das Elend. Und Zorn ist in den Augen, die Erfahrung der Armut und die Empörung gegen das Unrecht. Denn es ist Unrecht, daß er auf der Straße sitzt. Man hat den Mann stillgelegt wie eine Maschine, die im Augenblick nicht gebraucht wird.

Der Mensch ist aber keine Maschine. Er braucht zu essen und ein Hemd, Schuhe, einen Anzug, eine Wohnung. Er muß arbeiten, wenn er essen, wohnen, sich kleiden will. Die Kraft seiner Hände und die Schärfe seines Verstandes sind sein Kapital. Der Mann auf der Straße ist nicht Besitzer von Kohlengruben und Aktienpaketen. Ihm fällt kein Geld in den Schoß, wenn er müßig sitzt. Er muß seine Arbeitskraft verkaufen: die Kraft seiner Hände und die Schärfe seines Verstandes. Und jetzt sitzt er da mit seinem Verstand und seiner Kraft, und der Zorn der Empörung kocht in ihm. Und dann lacht der Bürger, wenn die Gewerkschaften sagen, daß das Recht auf Mitbestimmung zur Würde des Menschen gehört, daß die Arbeitskraft des Mannes auf der Straße kein Dreck ist.

Foto: Henri Cartier Bresson

Ehrlich gesagt

Zu einem Kopenhagener Antiquar kam ein Amerikaner und sah sich alles genau an. Schließlich fragte er: „Sagen Sie bitte, ich interessiere mich sehr für alles, was es hier zu sehen gibt — welches aber ist wohl das älteste Stück in Ihrem Laden?“ Der Antiquar antwortete: „Wenn ich ehrlich sein soll — ich selber!“

Zwei Männer im Buckingham-Palast in London haben den ganzen Tag über nichts anderes zu tun, als die 300 Uhren der königlichen Residenz aufzuziehen, sie auf richtiges Gehen zu überprüfen und ihre Gläser zu reinigen.



Eigenes Programm

Der Pariser Stadtverordnete Robert Ruaux, Mitglied der gaullistischen Fraktion, wird am 10. November als Freistilringer in den Ring treten. Über das Parteiprogramm hinausgehend, fordert er die Einführung des Ringens im griechisch-römischen Stil als Pflichtfach an allen Schulen.

Hat es noch Zweck?

Ein Schüler aus Philadelphia schrieb folgenden Brief an Präsident Truman: „Lieber Mr. Harry, seit ich in den Zeitungen gelesen habe, daß die Wasserstoffbombe eine so große Zerstörungskraft besitzt, daß selbst große Städte damit vernichtet werden können, frage ich mich, ob es noch Zweck hat, Schulaufgaben zu machen!“

Hausfrauenwünsche

Wenn Frauen ihre eigenen elektrischen Haushaltgeräte erfinden könnten, dann gäbe es Kinderwagen mit Elektromotor, elektrische Brennscheren, Maschinen zur morgendlichen Reinigung des Kaminrosts und eine Signaleinrichtung, die rechtzeitig anzeigt, wenn man eine neue Münze in den Zählerautomat stecken muß. Das sind einige der 1200 Vorschläge, die die britischen Elektrizitätswerke als Antwort auf eine große Umfrage bei den Hausfrauen des Landes erhielten.

Hier darf man es laut erzählen

Ein Prager ist plötzlich verschwunden. Niemand weiß, wo er ist. Endlich bekommt einer seiner Freunde eine Karte: Der Vermißte ist in der Irrenanstalt und darf besucht werden. Er fährt zu ihm, trifft ihn dort als völlig normalen Menschen. „Wieso bist du hier?“ fragt er. Der andere sagt: „Mich haben sie erwischt, wie ich über die Grenze gehen wollte.“ Sagt der Freund: „Aber, mein Lieber, heimliche Grenzgänger bringt man doch ins Gefängnis, nicht in die Irrenanstalt!“ Der andere schüttelt den Kopf: „Es war doch aber die russische Grenze!“

Schulze für Goethe

Im Stadtrat einer niedersächsischen Kreisstadt lehnte ein Abgeordneter den Vorschlag ab, eine neue Straße nach Goethe zu benennen. Statt dessen schlug er zur Ehrung einer vor kurzem verstorbenen Lokalgröße den Namen „Paul-Schulze-Straße“ vor. Er begründete seine Einstellung mit dem Satz: „Meine Herren, wer kennt schon Goethe? Aber Paul Schulze ist ein Begriff!“

Autobahnsteuer

Die Sowjetzonenbehörden erheben jetzt auch von ausländischen Kraftfahrzeugen (ausgenommen sind die Wagen der westlichen Alliierten) für die Benutzung der Autobahn zwischen Berlin und Helmstedt eine Steuer. Für die Hin- und Rückfahrt muß der Benutzer 10 Westmark zahlen.

In der nächsten Nummer des „Aufwärts“ werden viele Wünsche erfüllt.

Immer wieder erging an uns der Wunsch, im „Aufwärts“ doch einen Fortsetzungsroman zu veröffentlichen. Seit Monaten bemühen wir uns, eine spannungsreiche Arbeit zum Abdruck zu erwerben. Jetzt ist es soweit: In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck des Romans von

Werner Helwig:

Mit Harpune und Dynamit

An der zerklüfteten Küste des Ägäischen Meeres leben arme Fischer. Die Preise für den Fang sind schlecht, der Fischreichtum hat nachgelassen, und so sind die Fischer zu Raubfischern geworden. Sie jagen den Fisch mit selbstgefertigten primitiven Bomben, die oft genug sie selbst zerreißen. Regierungsschiffe jagen die Raubfischer, die sich als außerhalb des Gesetzes stehend empfinden. Zu diesen Fischern kommt eines Tages ein abenteuerlustiger Junge aus Deutschland und wird einer der ihnen. Er begleitet sie auf ihren Fang- und Schmuggelfahrten, wird zum Schatzsucher, verliert den Schatz wieder, kurzum, er erlebt eine Fülle von Abenteuern, und die Leser erleben sie mit ihm.

Wir sind sicher, daß der Roman euch begeistern wird.

Die Redaktion des „Aufwärts“

Unsere Meinung

Und er hat doch das letzte Wort

Man darf sich ruhig klar darüber sein, daß es für eine gute Ehe kein Rezept und keine Patent-Gebrauchsanweisung gibt. Entweder paßt man zusammen oder nicht. Paßt man zusammen, dann geht es mit und ohne Ehe- und Gleichberechtigungsgesetze egal gut. Und paßt man nicht zusammen, dann können auch zweitausend Paragraphen keine verliebten Frühlingsnächte mehr herbeizaubern. Ein Gesetz kann die Natur nicht ändern. Aus einem treusorgenden Hausmütterchen wird trotz Gleichberechtigung keine Amazone, genau so wie ein Hausdrachen sich nie in eine ergebene Magd verwandeln kann.

Das Gesetz kann die Natur der Frau nicht ändern. Das Gesetz kann sich nur dem wacher gewordenen Bewußtsein der Frau anpassen. Insofern zum Beispiel, daß sie keiner Genehmigung des Ehemannes mehr bedarf, wenn sie sich von dem Geld, das sie selbst verdient, eine Kamera, ein Radio oder eine Nähmaschine oder was weiß ich auf Raten kaufen will. Insofern zum Beispiel, daß sie keiner ehemännlichen Genehmigung bedarf, wenn sie sich ein Bankkonto anlegen will. Vor allen Dingen wird das Gesetz die Frau in Zukunft vor diesem großen Unrecht bewahren, daß sie bei einer Scheidung möglicherweise leer ausgeht, vielleicht sogar das Vermögen verlieren könnte, das sie selbst

mit in die Ehe gebracht hat. So was hat es gegeben, auch in Fällen, wo die Frau schuldlos geschieden wurde.

So sieht also das Gesetz in einigen Hauptpunkten aus. An Stelle der traditionellen Vormundschaft des Mannes soll eine Art Partnerschaft gesetzt werden. Zwischen den Eheleuten wird Gütertrennung sein.

So weit, so gut. Frauen sind auch Menschen. Also gleiches Recht für Mann und Frau. Zu diesem Zweck schafft man ein neues Familienrecht. Man macht sich viel Arbeit damit. Und wozu, bitte schön? Damit alles so bleibt, wie es war? Das kann doch nicht der Ernst der Bundesregierung sein. Sollte man meinen. Er ist es aber. Die Bundesregierung hat ausdrücklich beschlossen, daß ein alter Paragraph aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch (DGB § 1345) auch im neuen Familiengesetzentwurf beibehalten werden soll. Ein Paragraph, der verfügt, daß das Recht der letzten Entscheidung in gemeinsamen Angelegenheiten in Ehe und Familie beim Mann bleiben soll, wenn sich die Partner mal nicht einigen können.

Es bleibt also doch alles beim alten, denn was, frage ich euch, sind in einer Ehe nicht gemeinsame Angelegenheiten?

Wetterleuchten auch im Sport

Lehr(reiche) Methoden sind nicht immer akzeptabel!

Die allgemeine Neutralität im Sport in politischen und weltanschaulichen Fragen darf nicht dazu führen, daß man die Augen verschließt vor wirklichen Gefahren, die die Gefilde des Sports keineswegs verschonen werden. Das dämmert auch zum Glück wenigstens den Funktionären der Turn- und Sportbewegung, die fest verankert im demokratischen Denken sind und wissen, daß, wenn das Gefüge des demokratischen Staates durch Reaktionen und Nationalisten erschüttert wird, auch die Sportbewegung ihrer Freiheit in einem freien Staat verlustig geht. Bundesinnenminister Lehr, dem die Partisanenaffäre kein günstiges Echo in den politisch aufgeklärten Sportkreisen gab, benutzte den 100. Todestag Friedrich Ludwig Jahns dazu, einige „Lehren“ zu geben, die einen verteuert bitteren Nachgeschmack hinterließen.

Es handelt sich um ein von Dr. Lehr verkündetes Sieben-Punkte-Programm, in dessen Mittelpunkt eine bundeseinheitliche Ausbildung der Sportjugend steht. Nett, wenn Herr Lehr die Förderung des Sports durch den Staat betont und eine Million D-Mark dafür flüssig machen will, aber auch die Nationalsozialisten taten schön, um sich eine kurze Zeit später mit dem Pferdefuß der soldatischen Erziehung der Jugend zu melden. Dafür, daß Dr. Lehr keine derartig gerichteten Ambitionen hat, haben wir weder Brief noch Siegel.

Uns paßt vor allem die bundesstaatliche Zwangsjacke nicht, und wir denken dabei nicht nur an das „Tausendjährige Reich“, sondern gehen in Gedanken zurück in das Jahr, wo eben die damalige Deutsche Turnerschaft nationalistische Wege zur „militärischen Erziehung“ der deutschen Jugend ging. Es soll

nicht wieder heißen — wie sich Göde, der DT-Vorsitzende, 1889 ausdrückte —, daß „wir stolz darauf sind, dem Vaterland ein Armeekorps junger Sportler“ gestellt zu haben.

Die Förderung des internationalen Sportverkehrs soll Herr Dr. Lehr ruhig den Sportverbänden überlassen, denen es nicht darum geht, nationale Siege in die Welt zu posaunen, noch darum, eventuell durch das Innenministerium geleitet und gemäßregelt zu werden, wenn die Ehre des Vaterlandes im Ausland nicht genügend verteidigt wird. Herr von Tschammer und Osten braucht nicht durch einen Beauftragten Dr. Lehr kopiert zu werden. Für unser Empfinden war das nicht rosige Abschneiden in Helsinki kein nationales Unglück, und der Wert lag vor allem in der Beteiligung überhaupt auf dieser größten Friedenskundgebung der Welt. Herr Dr. Lehr soll es gefälligst den Leitern im Sport überlassen, moderne Wege zur Leistungssteigerung zu gehen. Das geht den Staat als solchen gar nichts an.

Fange man doch endlich damit an, Sport als ordentliches Unterrichtsfach mit der Verbindung des Pflichtfachs für Lehrer in allen Schulen einzuführen. Steuern man doch der Verrohung und Vermassung im Sport. Die Wichtigkeit des Leistungssports können wir nur bedingt anerkennen, da es unseren Arbeitern und Angestellten kaum möglich ist, in kostspieligen Kursen 100 Meter um zwei Zehntelsekunden knapper zu bezwingen, da das auch in keinem Verhältnis zu der Notwendigkeit der Sicherung der Existenzgrundlage unserer Sportjugend steht. Vor allem soll man uns mit „lehrreichen“ Vorschlägen sportunkundiger Kreise verschonen.

Aufstand gegen die Tradition

Lord Calvery, ein ehemaliger Textilarbeiter, Wortführer des gesunden Menschenverstandes

In England, dem Land der Tradition, dem Land, in dem es selbst die konsequentesten Männer der Linken als eine Selbstverständlichkeit ansehen, daß man den Sonntag in einer Kirchhofsruhe begeht, die in jedem kontinentalen Land schlechterdings unmöglich wäre, wo man Perücken nicht bei karnevalistischen Veranstaltungen oder Vereinsfestivitäten, sondern bei Gerichtsverhandlungen aufsetzt, in diesem England der Allmacht der Tradition ist soeben eine Revolution ausgebrochen.

Zur Krönungsfeierlichkeit für Königin Elisabeth sind bekanntlich die sehr ehrenwerten Lords persönlich eingeladen.

Zu dieser Einladung kommt man nicht im Straßenanzug. Auch Frack oder Smoking genügt nicht.

Die traditionelle Bekleidung der zu diesem Staatsakt Geladenen ist so vielgestaltig und so kostspielig, daß sich bei früheren Krönungen manche Lords ruiniert haben und Schulden machen mußten, um dem traditionellen Dekor der Zeremonie gerecht zu werden.

Aber niemand hatte bisher gegen den Stachel zu löken gewagt. Nun aber stehen zahlreiche Lords in offener Revolte gegen die Tradition.

Sie haben den Hof wissen lassen, daß ihr Einkommen nicht so brillant sei, um sich die außerordentlichen Kosten des „großen Apparats“ leisten zu können.

Sie bäten deshalb darum, ihnen Dispens zu erteilen und ihnen die große Krönungsprachtbekleidung zu erlassen.

Wortführer der revolutionären Lords ist Lord Calvery, ein früherer Textilarbeiter.

Es sei ihm absolut unmöglich, so erklärt er, die Mittel aufzubringen, um „die Kostüme des traditionellen Apparats“ zu ersetzen, die für die Krönungsfeier in Westminster verlangt werden.

„Das würde mich“, so sagte Calvery dem Reporter des „Daily Herald“, „470 Livres Sterling“ (rund eine halbe Million französischer Franken oder 9400 DM) „für mich und 300 Livres Sterling für meine Frau kosten“ ...

Der Hof von England hat noch keine Entscheidung getroffen. Und so bleibt es noch völlig ungewiß, ob bei dieser Revolte gegen das mittelalterliche Bekleidungsreglement die Tradition oder der gesunde Menschenverstand den Sieg davontragen wird.

Charles Roesmer

Der Bonner Gedächtnisschwund

Etwas über das Make-up des Schweigens

„Die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen.“ Das haben schon die alten Römer gesagt, und daß in diesem Wort mehr als ein Körnchen Wahrheit ist, das kann man heutzutage offenen Mundes allenthalben immer wieder und immer noch feststellen. Wenn die alten Römer ein „Handbuch des Bundestages“ gehabt hätten, dann hätten sie vielleicht auch von diesem Dokument das gleiche gesagt. Natürlich, wird man sagen, ein Handbuch des Bundestages muß sich ja ändern, denn auch der Bundestag ändert sich. Seitdem im Jahre 1949 das „Handbuch des Deutschen Bundestages“ zum erstenmal erschienen ist, sind ja allein 23 Abgeordnete gestorben, also müssen nun auch mindestens 23 neue Abgeordnete drinstehen. Das tun sie auch. Und es steht sogar noch mehr drin. Sehr aufschlußreiche Dinge, die einen mit kaltem Grauen erfüllen können. Denn wenn man beide Handbücher vergleicht, muß man feststellen, daß eine ganze Reihe unserer Abgeordneten interessante Fälle für eine psychologische Untersuchung darstellen. Unser Bundestag ist einer Epidemie der Bewußtseinsspaltung zum Opfer gefallen. Schizophrenie heißt das im Doktorendeutsch. Offene Fälle von Gedächtnisschwund laufen unbewacht über die Gänge des Weißen Hauses am Rhein. Und andere — o wie ist doch unsere Welt noch voll von Wundern! — haben plötzlich eine längst begrabene gewählte Vergangenheit wiedergefunden. Die Symptome sind verschieden, die Diagnose steht fest: Auch Abgeordnetenmäntel unterliegen der jeweils herrschenden Windrichtung.

Volksvertreter, über die im Handbuch von 1949 noch zu lesen war, daß sie eine Tätigkeit bei einer Entnazisierungsbehörde ausübten, pressen heute über diese Tatsache den nassen

Schwamm des Ungeschehenmachens. Es scheint, daß die frühere Aktivität als Entnazisierer bei den nächsten Wahlen ein schwerer Stein des Anstoßes in der Waagschale der Volksmißgunst ist.

Volksvertreter, von denen das Handbuch von 1949 noch voll Stolz als Widerstandskämpfer berichtete, haben in der Zwischenzeit diese Tatsache in die unterirdischen Schlupfwinkel der Katakomben des Vergessens zurückgejagt. Plüschfabürgertum verdirbt den Charakter.

Aber man findet nicht nur solche, die über die Jahre ihrer politischen Verfolgung das Make-up des Schweigens schminken wie über aussätzigte Haut. Man findet auch solche, die in den Irr- und Wirrgängen der Umerziehung der Rückeroberung einen wesentlichen Teil ihres Gedächtnisses wiedergefunden haben. Was doch erfreulich ist, stand 1949 noch hinter ihrem Namen die lakonische Information „Kriegsteilnehmer 1939/45“, so haben die schwülen Winde bundespolitischer Tagesparolen ein Wachsen und Gedeihen jener mageren Mitteilung trefflich gefördert. Heute verkündet das „Handbuch des Deutschen Bundestages 1952“ hinter diesen Namen voll Ehrfurcht, daß dieser ein hoher Offizier und jener ein ordensbedeckter Regimentskommandeur war. In diesen Fällen hat sich also die Bonner Luft als sehr gesund für ein in den ersten Nachkriegsjahren strapaziertes Gedächtnis erwiesen. Man glaube aber ja nicht, daß diese Luft ihre Heilkraft verliere, wenn sie über die Stadtgrenze von Bonn hinausweht.

Ein Volk hat immer die Volksvertreter, die es verdient. In diesem Falle ganz bestimmt.

AUFWÄRTS



AKTUELL

280 000 wiegen doppelt

Jugendkonferenz in Nordrhein-Westfalen

In Hamm hat eine Vertretung von 280 000 jungen Menschen getagt. Da war am 15. und 16. November die Jugendkonferenz des DGB-Landesbezirks Nordrhein-Westfalen zusammengetreten. In Hamm hat eine Art Jugendparlament getagt! Und die Bedeutung dieses „Parlamentes“ ging über die bloße Vertretung von 280 000 Jugendlichen hinaus. Es handelt sich ja um 280 000 junge Menschen, die durch ihr Bekenntnis zu den Gewerkschaften in die Arbeit für den demokratischen Staat eingestiegen sind. Also wiegt die Zahl von 280 000 mindestens doppelt!

Wenn Nordrhein-Westfalens Gewerkschaftsjugend die notwendigen 50 bis 60 Jugendheime anstatt fünf oder sechs zur Verfügung hätte, dann wäre es vielleicht auch ihren 121 Delegierten möglich gewesen, Raum in einem dieser Heime zu bekommen. So aber mußte sich die Landesjugendkonferenz dort versammeln, wo in der Regel bescheidene Quartette die „Weiße Hochzeitskutsche“ in den Saal und feuchtere Versammlungen das Bier durch die Kehle rollen lassen. Und das angesichts scheunentorartiger, aber halberblindeter Spiegel und schlanker Eisensäulen mit Ornamentenkröpfen.

Mag sein, daß dieses Panorama einen der Diskussionsredner dazu inspirierte, energisch zu fordern, daß „wir alle endlich aus den Kneipen heraus müssen“. Mag sein, daß es das Panorama war. Bestimmt aber hat Helmut Schorr, der Leiter der Abteilung Jugend im Landesbezirk, zu solchen Forderungen Pate gestanden. Er gab in seiner Ergänzung zum schriftlichen Rechenschaftsbericht diesen Anknüpfungspunkt — an den in der folgenden lebhaften Diskussion wahrhaft fleißig angeknüpft wurde! So fleißig, daß die Alten eine ganze Reihe von Belehrungen aus den Erfahrungen der Jungen einstecken mußten!

Der ernstlichste Hinweis aber war dieser: Helmut Schorr mußte erklären, daß andere und auch kleinere Jugendorganisationen längst nicht so viel Schwierigkeiten bei amtlichen Stellen zu überwinden haben, wenn sie sich ein Jugendheim bauen wollen, wie gerade die Gewerkschaftsjugend.

So war es kein Wunder, daß die Delegierten einstimmig Entschließungen annahmen, die sich auf die „Heimbaufrage“ bezogen, wie das Ganze, nicht sehr schön formuliert, genannt wurde. Gefordert wurde auch eine Erhöhung der Mittel für den Heimbau im Landesjugendplan von 3,8 Millionen auf 10 Millionen DM.

1116 im Betriebsrat

Felix Kempf vom Bundesvorstand, Abteilung Jugend, und Bovensiepen vom Landesbezirk fanden für ihre Gesichtspunkte zur Betriebsarbeit aufmerksame Zuhörer, die sich für die Tätigkeit der 4097 Jugendsprecher, von denen 1116 Ende 1951 sogar im Betriebsrat saßen, mitverantwortlich fühlen. Die gleiche Aufmerksamkeit aber fanden Bernd Bosing vom Landesbezirk und Helmut Schorr für ihre Ausführungen zum Berufsschulwesen. Auch im Zusammenhang mit den Berufsschulen mußte Helmut Schorr auf Bedenkliches hinweisen, das in der Diskussion nur bekräftigt werden konnte: Industrie, Handel und Handwerk verstärken ihren Einfluß auf die Berufsschulen ständig oder versuchen ihn ständig zu verstärken — wobei ihnen leider nicht immer bestätigt werden kann, daß dieser Einfluß zum Besten gedacht ist. Die Gewerkschaftsjugend dagegen dürfe in ihren Versuchen, noch mehr Kontakt zu schaffen, nicht erlahmen. Beachtet werden müsse dabei, daß die Erziehungsstätte Berufsschule kein politisches Experimentierfeld sei, aber trotzdem eine Einrichtung, die den jungen Menschen zum Fachmann und zum verantwortungsbewußten Staatsbürger heranbilden müsse. Dafür zu sorgen, gehöre zu den Aufgaben der Gewerkschaftsjugend.

In einer Entschließung wurde die Bedeutung der Berufsschule unterstrichen und eine größere Unterstützung für sie vom Staat verlangt.

Tipverbot für 16 jährige

Bayern erläßt scharfe Ausführungsbestimmungen

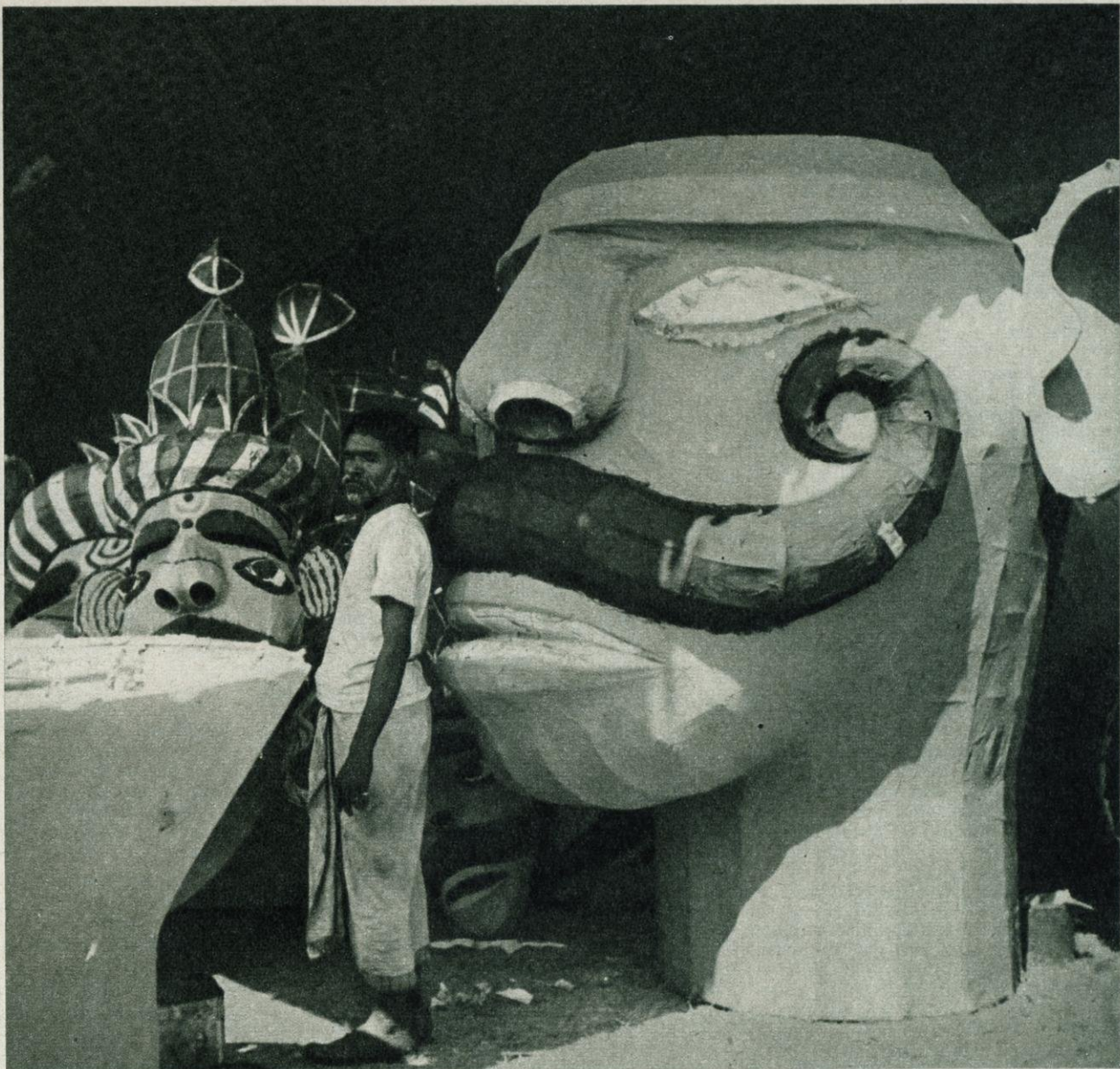
In Bayern treten die Ausführungsbestimmungen zum „Bundesgesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit“ in Kraft. Auf 22 Seiten hat das bayrische Innenministerium scharfe Bestimmungen erlassen, welche die Jugendlichen „vor weiterer Verwahrlosung“ schützen sollen.

Nicht der Jugendliche, sondern der Erziehungsberechtigte kann nach dem Gesetz mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft werden, wenn er seiner Erzieherpflicht nicht nachkommt. Nach den Bestimmungen sind beispielsweise alle Dienststellen und Beamten der Polizei verpflichtet, Meldung zu erstatten, wenn sie einen Jugendlichen unter 16 Jahren nach 22 Uhr auf der Straße antreffen.

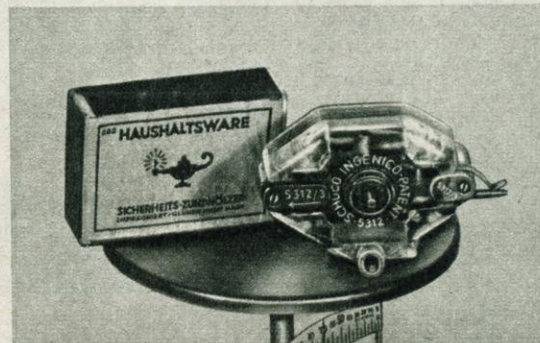
Bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres darf sich der Jugendliche an keinen Tanzveranstaltungen beteiligen. Bis 22 Uhr darf er sich dort nur in Begleitung eines Erziehungsberechtigten aufhalten. Ähnlich scharf sind die Bestimmungen über den Besuch von Kabarett- und Revuevorstellungen. Selbst wenn der Jugendliche das 17. Lebensjahr schon erreicht hat, kann er nicht in Begleitung seines Vaters die Revue besuchen, wenn die Veranstaltung nicht ausdrücklich vom Jugendamt als „jugendfördernd“ bezeichnet wurde.

Auch das Totospiele ist in Zukunft jedem Jugendlichen unter 16 Jahren in Bayern verboten. Nach den Ausführungsbestimmungen fördert es die Spilleidenschaft der Jugendlichen. In Gastwirtschaften, Imbißstuben, Eisdielen und Konditoreien darf sich der Jugendliche nur so lange aufhalten, bis er seine Mahlzeit oder sein Getränk verzehrt hat.

Das Gesetz war nach Ansicht von Jugendfürsorgen dringend notwendig. Von den 14,9 Millionen Jugendlichen in der Bundesrepublik sind 26 Mill. Heimatvertriebene. 1,25 Mill. haben keinen Vater, 30 000 sind Vollwaisen. 1950 wurden über 57 000 heimatlose, umherstreunende Jugendliche aufgegriffen.



Der Dämonenkönig Ravana ist wieder auferstanden, wenn er durch Indiens Straßen getragen wird. Während bei uns von der alten Fastnacht nur noch die Maskerade und die Amüsiersucht der „tollen Tage“ übriggeblieben sind, steht hier in Indien bei derartigen Umzügen das Religiöse noch sehr stark im Vordergrund. Diesen Teil Indiens hat einmal der Dämon Ravana unsicher gemacht. So gehören dieser König, sein Bruder Kumbkarna und sein Sohn Megnath zu den immer wiederkehrenden Figuren aus Bambus und Pappe. Foto: Mauritius



1000 Stunden Tag und Nacht mit 5000 Touren je Minute lief dieser winzige 4-Volt-Schuco-Motor im Prüfstand. 25 000 km war der Umdrehungsweg des Ankers — eine Reise um die Welt. Foto: Keystone



Lindbergh ging auf den Meeresgrund Sein Vater war der berühmte Flieger, dem als erstem die Überquerung des Atlantiks gelang. Der 20jährige Junior erforschte nun mit einer Expeditionsgruppe der Universität von Columbia eine neuentdeckte Felsschlucht auf dem Meeresboden. Foto: Keystone



Das ist der letzte Soldat Und auch der ist aus Pappe. Sein Original starb 1939. Seitdem gibt es im ganzen Lande keinen Soldaten mehr. O du glücklicher Zwergstaat Liechtenstein! Foto: Tolmein/Presse-Seeger



Kinder des Olymp hieß der französische Film, in dem auch Marcel Marceau pantomimische Tanzgruppe mitspielte, die jetzt Deutschland bereist. Der portugiesische Tänzer Luis de Lima (Mitte), den viele vom Lorelei-Europa-Lager kennen, ist auch dabei. Foto: dpa

CADILLAC 1924

Wenn man glaubt, man könnte jemandem etwas aufschwätzen, z. B. einen schlechten gebrauchten Wagen, macht man sich selbst etwas vor, weil die Leute den Schwindel nicht mehr glauben. Es gibt aber auch andere, die sind förmlich darauf versessen, irgendeinen gebrauchten Wagen zu kaufen. Heute bin ich geradezu froh, wenn ich keine zu verkaufen brauche. Leute, die heutzutage gebrauchte Wagen kaufen, würden jeden Menschen umbringen, der versuchen wollte, sie von dem Kauf abzuhalten. Sie wollen einfach einen gebrauchten Wagen.

Jetzt treibe ich mich nur noch auf dem Platz mit den gebrauchten Wagen umher und warte darauf, daß Leute kommen und nach den Klapperkästen fragen, die wir zeigen.

Ich sage ihnen die Wahrheit.

Ich kläre sie völlig darüber auf, was sie bekommen, aber es scheint sie keineswegs abzuhalten, wenn sie nun einmal ihr Herz daran gehängt haben, Auto zu fahren. Sie bestehen einfach darauf, eine Anzahlung zu machen und loszufahren.

Jeden Tag kommen sie zu Hunderten, Männer, Frauen und Kinder, und wollen einen gebrauchten Wagen, und, alles was ich tue, ich lasse ihnen ihren Willen. Eine alte Dame, die nicht Auto fahren kann, will ein altes Hupmobil kaufen, weil es grün ist. Warum sollte ich sie also daran hindern? Ich sage ihr die Wahrheit über den alten Karren, aber sie kauft ihn trotzdem, und am nächsten Tage sehe ich sie mit 66 Kilometer je Stunde die Straße hinunterfahren. Sie ist in Sportkleidung, und das Radio läuft auf vollen Touren; ein Schlagersänger grölte: „Tief in dem Herzen mein!“ Mein Gott, ist das schön und schrecklich.

Da kam letzten April ein junger Filipino, der in der Gegend von Bakersfield auf einer Farm gearbeitet und eine kleine Geldsumme gespart hatte, wofür ich mir, sagte er, einen großen Sport-Packard anschaffen möchte. Nun ja, ich hatte dieses Riesenschlachtschiff von einem Packard, der vor etwa sieben Jahren mitten in der Wüste, genau südlich von Pixley, liegengeblieben war. Aber ich wollte den Jungen nicht übers Ohr hauen, also sagte ich ihm, daß ich keinen großen Sport-Packard hätte, außer einem alten, der einen wesentlichen Fehler am Motor hätte und nicht lief.

„Der Wagen würde Sie nicht interessieren“, sagte ich.

„Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie mir gestatten würden, einen Blick auf ihn zu werfen“, sagte der Filipino. Sein Name war Vernon. Ich zeigte diesem Vernon Roxas den Wagen, und er kroch überall im Wagen herum und probierte alles aus, bis auf den Motor.

„Was kostet er?“ fragte er.

Er war ohne Preis. Ich habe nie daran gedacht, einen Preis dafür einzusetzen, weil ich zufrieden war, ihn als eine Art Köder auf dem Platz zu haben.

„Ja“, sagte ich, „er ist ganz hübsch teuer. Er kostet Sie ungefähr 75 Dollar.“

„Sie meinen 75 Dollar als erste Rate?“ fragte der Junge.

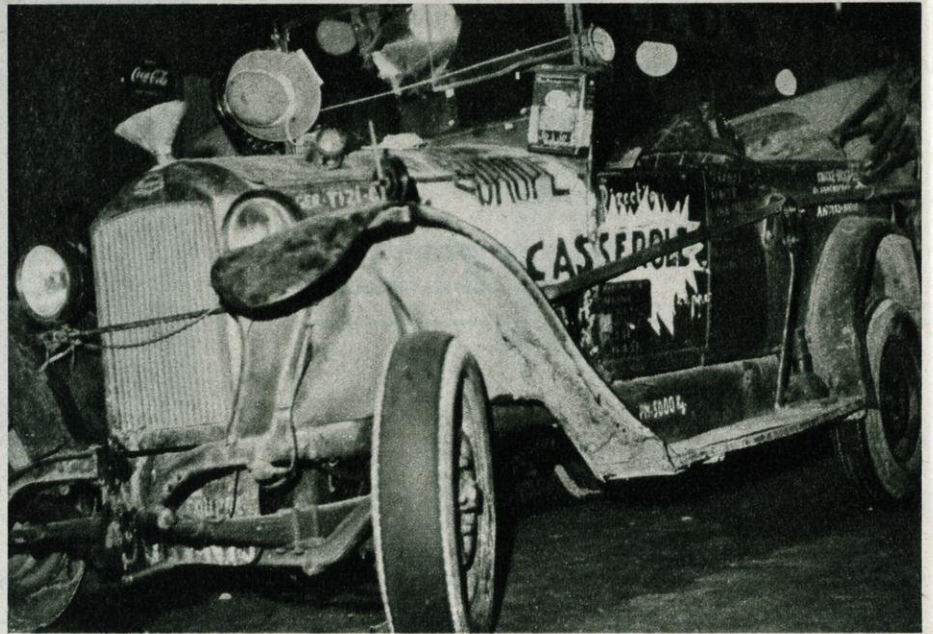
Jetzt hätte ich ihn anschmieren können, und einen Augenblick war ich versucht, es zu tun; aber ich brachte es nicht fertig.

„Nein“, sagte ich, „75 Dollar ist der Gesamtpreis.“

„Ich nehme ihn“, sagte der Junge.

Er brachte alle möglichen Geldsorten aus seinen Taschen hervor, und wir fingen an zu zählen. Er hatte etwas über 75 Dollar. Ich schrieb die Papiere aus, und er unterzeichnete. Er sagte, nachmittags würde er mit ein paar Freunden zurückkommen. Dann würde er den Wagen mitnehmen. Nach zwei Stunden kam er wieder mit elf gutangezogenen Filipinos mit Namen wie Thorps, Syott, Avery und dergleichen. Jeder von ihnen hatte eine Tasche mit Werkzeug und anderem Kram. Sie zogen ihre Mäntel aus, krepelten die Ärmel hoch und gingen an die Arbeit. Einer machte sich am Motor zu schaffen, und die anderen fingen an, an den anderen Teilen herumzuarbeiten. In weniger als zwei Stunden hatten sie das alte Kriegsschiff so weit, daß es aussah wie der Wagen des Gouverneurs bei einer Parade. Und sie hatten es sogar so weit gebracht, daß er qualmte.

Ich stand mit offenem Munde auf dem Platz, weil ich noch nie in meinem Leben eine so schöne Zusammenarbeit und Organisation erlebt hatte. Sie hatten sich ganz einfach über diesen Schrotthaufen hergemacht und so lange be-



Jeden Tag kommen sie zu Hunderten, Männer, Frauen und Kinder, und wollen einen gebrauchten Wagen, und, alles was ich tue, ich lasse ihnen ihren Willen. Eine alte Dame, die nicht Auto fahren kann, will ein altes Hupmobil kaufen, weil es grün ist. Warum nicht?

festigt und gereinigt und geschmiert und geölt, bis er aussah wie ein Fünftausend-Dollar-Stück. Dann stiegen sie alle in den Wagen und fuhren langsam vom Platz hinunter, wobei der Motor kaum ein Geräusch machte, wie der Motor eines Wagens, der gerade aus der Fabrik gekommen ist.

Ich ging neben dem Jungen am Steuerrad, Vernon Roxas, während der Wagen vom Platz fuhr. „Vernon“, sagte ich, „ihr Jungen habt mir eben die größte Lehre erteilt, die einem Mann erteilt werden kann.“

„Wir sind der Ansicht“, sagte Vernon, „daß dieser Packard 75 000 Kilometer fährt, ehe er unbrauchbar wird.“

„Ja“, sagte ich, „das bezweifle ich nicht im mindesten. Ich bin eigentlich davon überzeugt, daß er fahren wird, so lange ihr Jungen es wollt.“

Als sie in dem prächtigen Packard von dem Platz hinunterfuhren, gratulierte mein Herz diesem großen Land. Menschen ohne Geld, die die höfliche Unverschämtheit besitzen, etwas Erstklassiges besitzen zu wollen und es ohne Kosten bekommen, und die darauf bestehen, es zu bekommen, ganz gleich, wie verbraucht und wertlos es auf den ersten Blick aussehen mag.

Sie sind der erste Mann, der seit sechs Monaten auf diesen Platz gekommen ist und mich nicht gezwungen hat, ihm einen Wagen zu verkaufen. Ich möchte Ihnen die Hand reichen. Ich bin ein ehrlicher Mann wie Sie, und ich glaube genau wie Sie, daß alle Wagen auf dem Platz hier wertlos, unbrauchbar und unbeweglich sind. Ich glaube genau wie Sie, daß jeder, der einen dieser Wagen kauft, ein Narr ist und sein Gehirn untersuchen lassen sollte.

Dieser alte Cadillac, Jahrgang 1924, den Sie sich angesehen haben, ist meiner Meinung nach nicht 5 Cents wert, aber wir verlangen 60 Dollar dafür. Ich glaube nicht, daß Sie der Mann sind, der den Wagen auf Touren bringen könnte, und ich möchte auch nicht mit ansehen, wie Sie es versuchen, weil ich unglücklich wäre, wenn es Ihnen mißlänge, und vielleicht meinen Glauben an die Menschen verlieren würde.

Aber wenn Sie es versuchen wollen, trotz allem, was ich Ihnen erzählt habe, gut, das ist Ihre Angelegenheit. Ich will Sie nicht daran hindern. Ich sage Ihnen in allem Ernst, daß dieser Wagen nicht gut ist, aber wenn auch Sie Ihr Herz daran gehängt haben, einen Cadillac zu fahren, bitte, hier ist ein Cadillac, und viel Glück.



Im wilden Kurdistan, an der Grenze von Iran und Türkei, hatte sich ein Mann mit dem Gesetz überworfen und suchte einen neuen Broterwerb. Man glaubte zu wissen, daß er ein Sohn des Königs Ibn Sa'ud von Arabien sei. Berichterstatte K. F. erzählt im nebenstehenden Bericht, wie aus diesem Mann der größte Erdölbandit der Geschichte wurde. Fotos: Pirath



Die Banditen sind nicht ausgestorben trotz schärfster Überwachung der Ölleitungen durch Hubschrauberpatrouillen. Ölzapfen ist eben doch ein lohnendes Geschäft — auch wenn man dabei Kopf und Hände riskiert. Wie die großen Ölleitungen angezapft werden und auf welches Risiko die Banditen eingehen, das erzählt unser spannender Tatsachenbericht.

Blutegel an der Pipeline

Galgen und abgehackte Hände • Der „Sohn Ibn Sa'uds“, der größte Erdölbandit der Geschichte

Unbarmherzig heiß brennt die Sonne auf den Hügel Karsane bei Kirkuk. Immer kürzer werden die Schatten, fast senkrecht sticht sie hernieder — es ist Mittag. Darauf haben die Engländer gewartet — lautlos umzingelt die Kompanie den Hügel und arbeitet sich immer weiter nach oben. Oldämpfe dringen aus dem rissigen Boden — da hat sie die mittägliche Glut entzündet, und Flammen und Rauch schlagen empor.

Auf dem Hügel wird es lebendig, Schreien, Schießen, Pferdegetrappel sind zu hören. Die Belagerten versuchen einen Ausbruch durch die Flammenmauer. Englische Kommandos ertönen, Maschinengewehre rattern, Gewehrketten schlagen den Reitern entgegen. Sie drehen ab und versuchen an anderen Stellen durchzukommen; doch vergebens, der doppelte Ring von Feuer und Gewehren hält dicht. Kurz ist der Kampf, bald ist es auf dem Hügel ruhig.

„Da oben wird heute abend keine Maus mehr leben, wen unsere Kugeln verschonten, haben die Flammen erwischt“, sagen die englischen Soldaten. Als die Sonne sinkt, läßt der Ölbrand nach, und sie können auf den Hügel. — Dort lebt tatsächlich keine Maus mehr. Rauch, Flammen und die Geschosse haben jedes Leben ausgelöscht — ein grausiger Anblick. — „Das muß Abd el Hued sein, keiner ist so groß wie er, und keiner trägt einen Europäeranzug. Der englische Feldwebel deutet auf die angekohlte Leiche eines großen Mannes neben seinem toten Pferd. „Kein Zweifel, das ist Abd el Hued, der Anführer der Banditen.“

Im wilden Kurdistan, an der Grenze von Iran und Türkei, hatte sich vor gut sechzehn Jahren ein Mann mit dem Gesetz überworfen und suchte einen neuen Broterwerb. Gut sah unser Hadsch Abd el Hued aus, er war ein hochgewachsener junger Mann mit lebhaften schwarzen Augen und einem schwarzen Bart. Am liebsten zog er sich an wie ein Europäer, und gut konnte er sich in ihrer Sprache verständigen. Er war ein ausgezeichnete Reiter, und man erzählte sich, er sei ein Sohn des Königs Ibn Sa'ud von Arabien.

Und er hatte eine Idee, wieder zu Geld zu kommen, zu viel Geld natürlich, und diese Idee hing mit der Erdölleitung zusammen, der Pipeline, wie die Engländer sagen. Sein Plan war fertig, er brauchte nur noch eine Hilfstruppe. Schnell hatte er eine Bande Gleichgesinnter um sich, die gern versprochen, mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Dann meldete sich eines Tages eine Arbeiterkolonne beim englischen Ingenieur, der die Pipe-

line bauen soll. Selbstverständlich werden die kräftigen Kerle eingestellt. Daß sie nicht sehr vertrauenerweckend aussehen, erschüttert ihn nicht weiter, er traut keinem der braunen Gesellen über den Weg, egal, wo er herkommt. — Banditenhauptidee Abd el Hued und seine Leute sind fleißige Leute, die sich nichts zuschulden kommen lassen. Damals mußten noch die Rohre mit Lack umkleidet werden oder mit Email oder Teer, dann wurden sie mit Leinwand umwickelt, zementiert und eingefettet, ehe sie in den Gräben verschwanden. Heute ist das einfacher.

Bald war Abd el Hued ein Spezialist bei diesem schwierigen Verfahren. Ja, man übertrug ihm sogar einen Vertrauensposten — er mußte mit seinem „zuverlässigen“ Trupp die ganze Anlage prüfen, ob sie auch überall dicht sei. Bald kannte er die Leitung mit ihren Pumpwerken und Heizanlagen, die das Öl flüssiger machen sollen, in- und auswendig. Nun wußte er genug; er verlangte für sich und seine Leute die Löhne — und die „Kolonie Abd el Hued“ verschwand in der Wüste.

Zwei große Geheimraffinerien

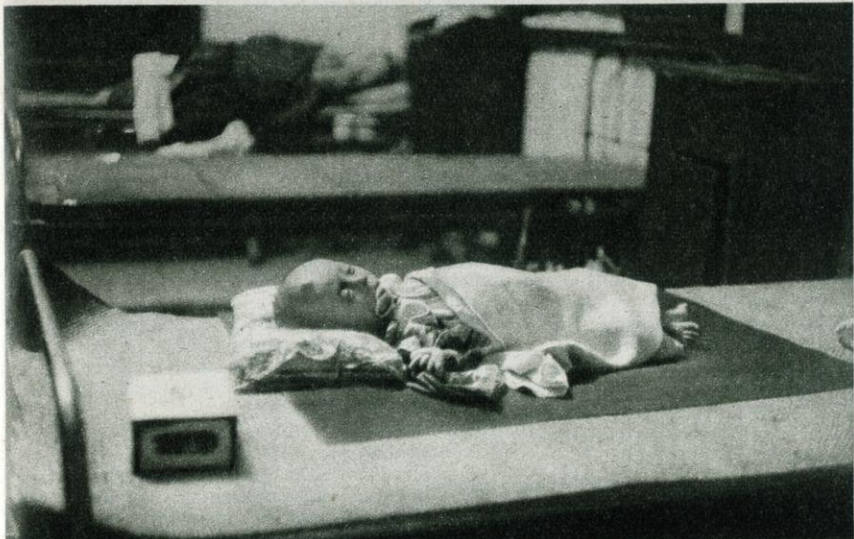
Inzwischen floß ein ununterbrochener Strom von Öl durch die Stahlrohre, und Abd el Hued begann mit seiner privaten Ölförderung. Lange Zeit ging alles gut, keine Kontrolle konnte die Ölbanditen erwischen. Wer wußte aber auch so gut Bescheid wie er? Aber eines Tages legte sich eine englische Patrouille auf die Lauer, um doch einmal dem erfolgreichen Banditen beizukommen. Die Engländer hatten Glück, da kam schon der bewaffnete Trupp des Räuberhauptmanns — und gleich darauf war ein regelrechtes Gefecht im Gange. Die Engländer waren stärker, oder sie schossen besser, kurz und gut, die Banditen mußten weichen, doch die Engländer blieben ihnen hart auf den Fersen.

Und dann erlebten sie eine Überraschung: Auf einmal standen sie mitten in der Wüste vor zwei großen Geheimraffinerien, in denen 7000 Arbeiter tätig waren. Gerade tankten dort die Lastwagen der illegalen Transportunternehmen, die den so begehrten Lebenssaft Öl überallhin, sogar bis ins ferne Mekka brachten. Das war ein guter Fang für die Engländer und ein vernichtender Schlag für die Ölräuber. — Abd el Hued sah ein, daß hier nichts mehr zu machen sei; zudem war er auch noch verwundet, und so ging er zu seinem Freund, dem Mufti von Jerusalem. Während der ihn gesund pflegte, besprachen sie neue Sabotagepläne. (Fortsetzung auf Seite 6)

Henri Cartier Bresson war im

Totenhaus

Henri Cartier Bresson, der Fotograf dieses Bildberichtes, war in Singapur im Totenhaus. Wenn ein Chinese den Tod nahen fühlt, verläßt er seine Familie und zieht in das Haus des Todes. Der Chinese ist rücksichtsvoll, sein Tod soll niemand lästig fallen. Cartier Bressons Fotos sind nicht sensationell, aber erschütternd. In dem großartigen Buch „Images à la Saluette“ (Verlag Verve, Paris) sind seine Bilder gesammelt.



Kein Platz zum Sterben ist zu Haus. Die ganze große Familie — vielleicht auch zwei oder drei — wohnt auf engstem Raum zusammen. Ist, schläft und lebt in einem viel zu kleinen Raum. Vielleicht hat das Kind eine ansteckende Krankheit und die Eltern fürchten um ihr eigenes Leben. Und außerdem: Jeder stirbt im Totenhaus.



Diese Frau muß sterben. Sie hat schon lange gespürt, wie ihre Kraft weniger wird und ihr Herzschlag schwächer. Sie hat sich von den Söhnen ins Totenhaus tragen lassen, und ihre Töchter bringen ihr die letzten Mahlzeiten, während die Enkelkinder mit neugierigen Augen die geheimnisvollen Vorbereitungen der Totenpriester bestaunen.



Sie wartet schon seit zwei Jahren auf den Tod der immer andere aus dem Totenhaus holt, nie aber zu ihr kommt. Die Verwandten haben schon angefangen, sie zu vergessen. Aber eines Tages wird auch sie gestorben sein. Niemand, den man ins Totenhaus getragen, ist lebendig wieder herausgekommen. Und auch bei ihr wird es nicht mehr lange dauern, bis man sie in einer schwarzen Kiste hinausträgt.

Im AUFWARTS Nr. 23 wurde berichtet: An einem Freitag, dem 30. Oktober 1938, sitzen Mr. und Mrs. Brown in Neuyork am Radio und hören Tanzmusik auf CBC. Um 20.30 Uhr wird die Musik durch eine Sondermeldung unterbrochen: In Growers Hill bei Neuyork ist ein ungewöhnlich großes Meteor niedergegangen; unser Funkwagen ist schon unterwegs und wird Genaueres berichten. Der Reporter in Growers Hill kann dann eben noch sagen, daß riesige Gestalten das geheimnisvolle Ungetüm verlassen und alles zerstören, da endet die Sendung mit furchtbarem Krachen. Um 22.20 Uhr meldet CBC den vor Angst erstarrten Menschen: „Fremde Lebewesen verlassen zu Tausenden das Raumschiff und zerstören alles. Verluste ungeheuer.“ Einer, der dabei gewesen ist, berichtet, wie es weitergeht.

PANIK

Ein aufregender Bericht aus Neuyork • II. Teil

„Soeben erreicht uns die Meldung, daß sich die Delegation des Völkerbundes, die zurzeit in Neuyork weilt, im Kraftwagen nach Growers Hill begeben hat. Sie will versuchen, mit den Boten aus dem Weltall Verhandlungen aufzunehmen. Die Delegation besteht aus...“

„Sehr interessant“, sagt Mister Brown und wird bleich. Und Missis Brown sagt gar nichts. Sie fand es eben noch interessant, jetzt...“

„Es ist 22.45 Uhr“, meldet sich CBC wieder. „Sie hören eine wichtige Bekanntmachung des Kriegsministeriums: Die Reservisten der Quote A I bis A XVII der US Army und US Air Force aus dem Staate Neuyork haben sich sofort auf den in ihrer Mob-Order genannten Sammelplätzen zu melden. Wir wiederholen: Die Reservisten der Quote...“

Nun findet niemand mehr die Sache interessant. Nun läuft es jedem kalt den Rücken hinunter. Nun ist das da, woran kein Amerikaner je zu denken wagte: Krieg im eigenen Land. Krieg vor den Toren von Neuyork.

22.55 Uhr meldet CBC: „Im Raum von Growers Hill wurden weitere Weltraumschiffe beobachtet, die zur Landung ansetzen. Sie sollen wesentlich größer sein als das erste. — Wie das Kriegsministerium bekanntgibt, starteten alle Einheiten des II., IX., XI. und XVI. Jagdgeschwaders nach Growers Hill.“

23.05 Uhr: „Soeben treffen folgende Nachrichten aus Growers Hill ein: Die Funkverbindung mit der Völkerbundesdelegation ist abgerissen. Die Truppen der aktiven US Army, die jetzt mit den Eindringlingen im Kampf stehen, haben sich planmäßig und in voller Ordnung auf den Stadtrand von Newmark zurückgezogen. Es besteht nach Angaben der Heeresleitung deshalb kein Grund zur Beunruhigung, da sich Verstärkun-

gen, bestehend aus Einheiten der schnellen Truppen, schon auf dem Luftwege nach Growers Hill befinden. Seien Sie deshalb ohne Sorgen!“

Der Mann am Mikrofon hat gut reden. Er sitzt in Neuyork, immerhin ein gutes Ende von Growers Hill entfernt. Aber in Newmark brechen in diesen Minuten verängstigte Menschen auf, rafften das Nötigste zusammen und fliehen in die schwarze Nacht, weg, weg, nur weg von dieser Stadt...“

Um 23.15 Uhr meldet sich auf CBC Arthur Father, Dreisterngeneral der US Army: „Ladies and Gentlemen! Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß wir vor den schwersten Stunden unserer amerikanischen Geschichte, ja vielleicht vor den schwersten Stunden der Weltgeschichte überhaupt stehen. Die Krieger aus dem Weltall haben jetzt den Hudson überschritten. Sie stehen vor Newmark. Die Lage ist ernst. Zwar sind große Reservisten unserer Armee und Luftwaffe im Anmarsch, aber wir wissen bis zur Stunde noch nichts über die Reservisten des geheimnisvollen Feindes...“

Dann wird über weite Gebiete um Neuyork der Belagerungszustand verhängt. Alle Soldaten werden aufgeboten. Alle Amerikaner werden nochmals aufgefordert, nicht den Kopf zu verlieren und die Heeresleitung durch Befolgen ihrer Anweisungen zu unterstützen.

Nicht den Kopf verlieren, hatte der General gesagt. Aber in Neuyork werden die Menschen immer unruhiger. Viele drängen in die Schächte der Untergrundbahn. Multimillionär Finchley und Stahlkönig F. J. Howers lassen sich zum Hafen fahren, hieven die Anker ihrer Luxusjachten und steuern aufs weite Meer hinaus. 23.25 Uhr. CBC gibt durch: „Sie hören eine Ansprache von G. V. Samsón, Sprecher des State

Departments: »Amerikaner! Die Lage ist ernst. Wir werden die Schwierigkeiten nur meistern, wenn wir jetzt alle zusammenstehen und das Notwendige tun, ohne Ansehen auf Rang und Stellung, Partei oder Weltanschauung, wenn jeder bereit ist, sein Leben für unsere freie Welt hinzugeben...«“

Da springen in Harlem drei Neger aus dem Fenster und bleiben mit zerschmetterten Gliedern liegen. In Brooklyn erschießt ein Gemischtwarenhändler seine Frau. In der Beering Street stürmen Burschen und Mädchen eine Destillerie, schlagen sich um die besten Schnapsflaschen und liegen schließlich auf dem Bauch. Nur in der X. Avenue steht wie jeden Abend die Heilsarmee vor ihrem Quartier und singt: „Komm zu Jesus, komm zu Jesus, Jesus ist dein Freund...“

Und viele, die sonst um dieselbe Stunde dort vorbeigingen und Witze machten, bleiben stehen, fallen auf die Knie und singen: „... kann nicht bleiben hier, näher mein Jesus zu dir!“ Um 23.55 Uhr sprechen auf der X. Avenue unzählige Menschen Sterbegebete der Heilsarmee nach.

23.40 Uhr: „Hier ist CBC! Die Invasion der Roboter dehnt sich weiter aus. Der Stadtrand von Neuyork ist erreicht.“

23.45 Uhr: „Die Roboter dringen in Neuyork ein. Jeder geordnete Widerstand hat aufgehört...“ Es folgt ein Bericht über die durch Neuyork stamfend Ungeheuer. Was ihnen vor die Füße kommt, wird vernichtet: Autos, Eisenbahnen, Brücken, Häuser. Wolkenkratzer stürzen ein, Feuer bricht aus, Neuyork vergeht.

„Jetzt sind die Ungeheuer auch in unsere Straße eingedrungen“, erklärt der Sprecher am Mikro-

fon mit bebender Stimme. „Eine Welle tödlichen Gases geht vor ihnen her. Wen sie erreicht, fällt um und merkt nichts mehr von der schrecklichen Vernichtung.“ Ein ohrenbetäubendes Krachen klingt aus dem Lautsprecher. „Jetzt ist der Wolkenkratzer der Sherford Company eingestürzt... und jetzt kommen...“ Abermals Krachen und Bersten. Dann Totenstille. Eine Minute. Zwei Minuten.

23.50 Uhr: „Hier spricht die CBC! Sie hörten den ersten Teil des Hörspiels »Der Krieg der Welten« von Orson Welles. Bis zu den letzten Nachrichten um 24 Uhr hören sie Unterhaltungsmusik. Guten Empfang!“

Die Menschen am Lautsprecher brechen in hysterisches Geschrei aus. In Manhattan wird eine Frau wahnsinnig und muß in die Irrenanstalt eingeliefert werden. Mister Brown und seine Frau können in dieser Nacht nicht schlafen.

In dieser Nacht sitzen aber ein paar junge Leute beim Whisky, schlagen sich auf die Schenkel und lachen: „Mensch, Orson, hast du prima gemacht. Das ist das Hörspiel des Jahres.“ „Hat auch eine Menge Anstrengungen gekostet“, sagt Orson Welles, „den Burschen da im Sendehaus klarzumachen, daß vorher keine Ansage kommen darf. Aber wartet erst einmal den zweiten Teil ab...“

Der zweite Teil ist nie gesendet worden. Die von der CBC waren sowieso froh, daß sie nicht totgeschlagen wurden. Aber das wußte Orson Welles an dem Abend noch nicht.

Eigentlich hätte er doch wissen müssen, daß viele Menschen so dumm sind und alles glauben, was aus dem Lautsprecher kommt.

AUS UNSEREN GRUPPEN

Gewerkschaftsjugend in Nord und Süd · Auszüge aus Leserbriefen



Ich bin zwar in Amerika, aber wo sind die Stromlinien-Polizeiautos, die aufheulend durch Kriminalfilm-Großstädte rasen? Bei großen Menschenansammlungen — wie z. B. auf der anderen Straßenseite vor dem Superkino — wird berittene Polizei eingesetzt. Sie ist aber doch nie so dienstlich, daß sie sich nicht auf ein Schwätzchen einließe. Einer verriet mir, wo ich Arbeit finden könnte.

Foto: Van der Veen

Amerika auf den Nabel gesehen



Keine Mädchenhändler - eine ganz solide Firma ist das. Elektrischer Apparatebau. Und das gehört zu der medizinischen Untersuchung, der sich jede neue Arbeitskraft vorher unbedingt unterziehen muß.

Cornelias zweiter Brief aus Newyork

Ich suche einen Job, denn ich brauche Dollars. Auch in Amerika kostet das Leben Geld. Heute schreibe ich Euch über meine Bewerbung bei der General Instrument Corporation. So modern wie dieser Industriezweig ist, der Radar- und Fernsehgeräte herstellt, so modern sind auch die Einstellungsmethoden. Und mir wurde ein wenig der Schleier des Geheimnisses der amerikanischen Produktivität gelüftet. Moderne Firmen stellen nicht Arbeitskräfte da ein, wo sie sie gerade brauchen, sondern dort, wo sie am geeignetsten sind. Und wofür sie am geeignetsten sind, das wird mit Tests und Untersuchungen festgestellt. Ein paar Tage, nachdem ich mich um eine Stelle beworben hatte, wurde ich zum „Intelligence Test“ eingeladen. Das ist wie ein Quiz, ein Schnelldenkerturnier. Und je nachdem, wie man abgeschnitten hat, bekommt man einen Intelligence Quotient, eine Gradzahl, zuerkannt, auf die man mehr oder weniger stolz sein kann. Natürlich gibt es noch eine medizinische Untersuchung von einem freundlichen Onkel Doktor. Und wenn dann am Schluß alles zusammengezählt ist, Prüfung, Test und Untersuchung, dann bekommt man entweder den Job, oder man kann sich noch irgendwo anders bewerben. Was bei mir rausgekommen ist, erfahre ich in den nächsten Tagen, und Ihr erfahrt es im nächsten Heft. Bis dahin viele Grüße
Eure Cornelia.



Haare auf den Zähnen habe ich bestimmt nicht. Der Arzt, ein netter Mann, untersucht mich gründlich. Immerhin ist das ja mein erster Job in den Staaten und eine Enttäuschung gleich am Anfang, das wäre zu dumm. Übrigens war das ein Tip des berittenen Polizisten, zu dieser Firma zu gehen. Morgen abend soll ich ihm erzählen, ob es auch geklappt hat.

Korsika

„Sprichst du etwas Französisch? Hast du Ahnung von Krankenpflege? Gut, dann will ich versuchen, daß du in diesem Jahr mit nach Korsika fahren kannst.“ Mit diesen Worten fing die ganze Sache an, erzählt Kollegin Ingeborg Lorenz. Zunächst glaubte ich nicht recht an die Fahrt nach Korsika. Auch schien es mir gar nicht einfach, mit vierunddreißig Jungen so eine große Fahrt zu machen. Aber am Reisetag war alles klar, und als dann noch eine junge Kollegin auftauchte, war meine Freude groß.

Marseille. „In dieser Stadt, der schönsten und gefährlichsten Frankreichs, hatten wir ein paar Stunden Aufenthalt und so Gelegenheit, uns alles anzuschauen. Während wir beiden Mädchen das Geld umwechselten und von Hotel zu Hotel laufen mußten, weil alle Banken geschlossen waren, sahen sich unsere Jungen das Hafenviertel an. Dabei sind nicht alle — wie beschlossen — bei der Gruppe geblieben. Doch als unser »Männchen« aus Erle in einer verrufenen Arabergasse ein Messer vor die Füße geworfen bekam, hatte er die Nase voll. Er verdrückte sich, so schnell er konnte und rettete sich in die sichere Umgebung seiner Kameraden.“

Korsika. „Ajaccio, die Geburtsstadt Napoleons, ist eine sehr nette Stadt mit großen Bauten, schönen und weniger schönen Hotels, langen Geschäftsstraßen. Eine Unmenge kleiner Straßenrestaurants und Bars findet man hier, die mit ihren bunt angestrichenen Stühlen und Tischen jeden Fremden einladend zum Sitzen auffordern. Und es läßt sich tatsächlich gut ausruhen bei einer Hitze von 40 Grad im Schatten. Das haben wir dann auch oft getan. Am liebsten tranken wir »Citrone« oder »Cap Corse«, einen guten Südwein. Auch Kaffee tranken wir viel, aber der war für uns zu schwarz und im Geschmack zu streng. Man kann ihn nur mit viel Milch und Zucker genießen. Ich mußte oft lachen, wenn die Franzosen bedauernd ihren Kopf schüttelten, wenn wir unseren Kaffee verdünnten. Oh, Mademoiselle, pas bon, sagten sie: Oh, Fräulein, das ist nicht gut. Im allgemeinen wird auch das Essen dort etwas außergewöhnlich serviert, z. B.: Suppe, Tomatensalat, Kartoffelbrei, Fleisch, Soße, Käse, Weintrauben, Keks. Geschmeckt hat es aber immer.“

Die Köche machten französische Lehrer, die sich mit ihren Frauen während der Ferien den Pfadfindern dafür angeschlossen hatten.“

Porte. „Das Lager Ajaccio war die Auffangstation der Eclaireurs de France. Von hier wurden wir nach zwei Tagen nach Porte gebracht, einem wunderschönen Bergdörfchen, wo unsere Zelte mitten im Wald, nicht weit vom Meer entfernt, standen. In diesem Bergidyll, wo wir viele schöne Tage verlebten, liefen Hunderte von Mauleseln umher. Die machten manche Nacht einen ganz furchtbaren Lärm.“

Nochmals Schweden

Kollege Joachim Plöhn aus Goslar war mit der Berufsschule in Schweden. Von dort schrieb er: „Wie überall in der Welt, so herrscht auch in Schweden Wohnungsnot. Aber wir sahen, daß sich die Regierung tatkräftig bemüht, um dieses Problem zu lösen. Erleichtert wird ihr die Aufgabe dadurch, daß z. B. in Stockholm Grund und Boden der Stadt gehört. So können sie einen modernen Bebauungsplan auch ausführen. Es hat mich nur gestört, daß alle Häuser nach dem gleichen Schema gebaut sind. Darum wirken sie in ihrer Gesamtheit monoton.“

Die Wohnblöcke bilden fast kleine Städte mit Schulen und Sportplätzen, denn einer umfaßt ungefähr 10—15 000 Einwohner. Darüber hinaus hat aber auch der Stockholmer das Recht, sich ein Einfamilienhaus zu bauen. Der Staat streckt ihm das ganze Geld vor, und durch eine Miete werden die Baukosten im Laufe der Zeit amortisiert.

Wir haben eine Wohnung besichtigt. Sie sind sehr bequem eingerichtet. Alle Schränke sind eingebaut. Die Küche ist mit automatischem Kochherd und Kühlschrank ausgestattet. Alle Häuser über drei Stockwerke haben einen Fahrstuhl. Wir fragten natürlich nach den Mieten dieser für uns „hochherrschaflichen“ Wohnungen und erfuhren, daß die Mieten nicht höher sein dürfen als 20 v. H. vom Gehalt. Außerdem gibt der schwedische Staat jedem seiner Bürger ein Darlehen von 2000 Kronen für die Wohnungseinrichtung. Die Wohnraumverteilung ist staatlich gelenkt, aber genau umgekehrt wie bei uns: Es dürfen nicht mehr als zwei Personen in einem Raum wohnen, nicht mehr als vier in zwei Räumen usw.“

Ölzapfen — ein lohnendes Geschäft

(Fortsetzung von Seite 4)

Eines Tages flog in Iran die Tag und Nacht schwer bewachte eiserne Brücke in die Luft, die die Hauptleitung der Anglo-Iranian Oil Co. trug. Das war das Meisterstück des Abd el Hued, von dem man später sagte, als man das wußte, was auf sein Kerjholz ging, er sei der größte Erdölbandit der Geschichte. Vier Jahre lang schröpfte er die Anglo-Iranian, bis zu dem Tage im Jahre 1939, als man seine Feldlager auf dem Hügel Karsane umzingelte. — Heute steht hier ein weißer Stein, natürlich nicht, um die Heldentaten des Abd el Hued zu verherrlichen, nein, an dieser Stelle soll Gott in einem brennenden Dornbusch mit Moses gesprochen haben. Aufgehört haben die Oldiebstehle aus den Pipelines, von denen es immer mehr gibt, aber nicht, dafür ist das wertvolle Naß überall in der Welt viel zu begehrt. Nur viel schwerer ist es geworden, die Leitungen anzuzapfen, denn sie werden viel schärfer überwacht. Zudem haben sich die großen Erdölgesellschaften in Iran, Irak und Arabien zusammengetan, um gemeinsam gegen die Banditen vorzugehen. In Kairo errichteten sie sogar eine Agentenschule, die neuerdings aber wegen der Schwierigkeiten mit Ägypten nach Syrien verlegt wurde.

Sofort verdächtig sind immer die Kartenschläger, wo sie auftauchen. Sie haben sogar den ersten Zwischenfall im englisch-iranischen Ölkonflikt verursacht, denn einen von ihnen schnappte man an der transjordanischen Grenze, und der gab bei der Vernehmung zu,

Mitglied einer großen iranischen Ölplündererorganisation zu sein. Und als die Anglo-Iranian auf diese Nachricht hin mehrere Truppführer ihrer Reparaturtrupps verhaften ließ, war die erste Revolte da.

Iran macht mit den Banditen kurzen Prozeß: Man schneidet ihnen zuerst die Hände ab und hängt sie dann auf. Als juristische Grundlage dient ein poetisch anmutender Paragraph des iranischen Strafgesetzbuches: „Die Rohrleitungen sind die Lebensadern des Kaiserreiches. In ihnen kann man das Erdöl, das Blut der Nation, rauschen hören. Wer eines dieser Rohre anbohrt, versetzt dem Lande seiner Väter einen Dolchstoß und macht sich damit des unverzeihlichsten aller Verbrechen schuldig.“

Recht oft muß der Paragraph angewandt werden, denn immer wieder schlagen die Banditen ihren „Blutegel“ in die Rohre, jenen eigens aus Amerika eingeführten Apparat, der nichts anderes ist als ein angespitzter Zapfhahn mit einem langen Gummischlauch. Mit ein paar Hammerschlägen hat er das Stahlrohr durchstoßen, und das Öl fließt. Fünfhundert Liter in der Stunde kann man damit abzapfen — wenn man nicht gestört wird.

Die Banditen sind nicht ausgestorben trotz schärfster Überwachung der Ölleitungen durch Hubschrauberpatrouillen. Ölzapfen ist eben doch ein lohnendes Geschäft — auch wenn man dabei Kopf und Hände riskiert. KF

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter:

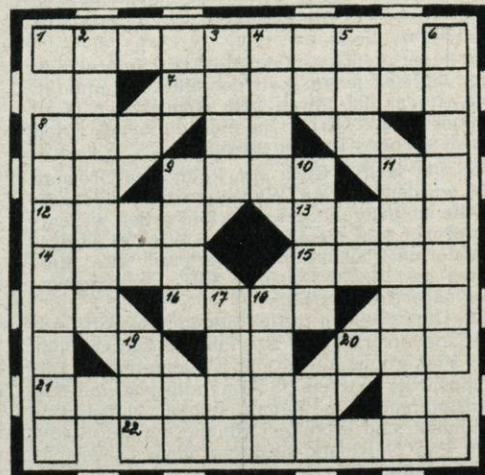
Waagerecht: 1. Männername, 7. Syndikat, 8. nord. Gottheit, 9. Insektenfresser, 11. Flächenmaß, 12. Haustier, 13. svw. gegen, 14. Frauennamen, 15. Futtermittel, 16. Vogel, 20. nord. Dichter, 21. gemustert, 22. Männernamen.

Senkrecht: 2. Mischling, 3. Stadt in Holland, 4. Teil der Oper, 5. Fürwort, 6. Frauennamen, 8. Frauennamen, 9. Nebenfluß d. Donau, 10. Salzlösung, 11. Künstlerwerkstatt, 17. Blutgefäß, 18. Stadt i. d. Schweiz, 19. Solbad i. Hessen.

Auflösung aus Nr. 24

Waagerecht: 1. Krebs, 5. Gobelin, 11. Xra (Aera), 12. Debitor, 14. Nil, 15. dir, 16. Bug, 17. Au, 18. As, 19. Rom, 20. Lei, 21. Ala, 22. Demeter, 24. Insel, 25. Zug, 26. nah, 27. uns, 29. Ressort, 32. Nest, 34. al, 36. Nel, 37. Erg, 39. Laa, 40. Tor, 42. Eos, 44. Ire, 46. Ne, 47. Uran, 49. Neusatz, 52. Mitte, 53. Nattern.

Senkrecht: 1. Kanal, 2. Reis, 3. Erl, 4. Ba, 5. Ger, 6. Ob, 7. Biber, 8. Etui, 9. Log, 10. Ir, 12. Dimension, 13. Qualität (Qualität), 15. Dom, 17. Ale, 19. Regen, 20. Lehre, 21. Assel, 22. Dur, 23. Tao, 24. Inn, 28. Datum, 30. See, 31. trist, 33. San, 35. Lori, 38. Grat, 41. Rat, 43. sen., 45. été, 48. Nt, 50. u. a., 51. Zr.



BÜCHER für uns

BETTY SMITH:
Ein Baum wächst in Brooklyn
Gebr. Weiß-Verlag, 530 Seiten, Ganzleinen

Als Betty Smith ihren Verlegerfreunden erzählte, was für einen Roman sie zu schreiben beabsichtige, schüttelten sie den Kopf. „Schlecht, schlecht“, sagten sie. Aber die Verleger täuschten sich. Denn dieses Buch hat bereits Millionen von Lesern über die ganze Welt hin gefunden und ist erfolgreich verfilmt worden. Das Buch ist besser als der Film. Es reicht tiefer, und es zeigt die Trostlosigkeit der Armenviertel einer großen amerikanischen Stadt viel schroffer, als es der Film wagen durfte. Der eigentliche Reiz dieses Romans liegt in der Beschreibung der Gedanken und Gefühle jenes kleinen Mädchens, das die Schönheit liebt, sowie seines entzückenden, immer betrunkenen irischen Vaters, der meint, der Baum des Lebens könne in den Slums von Brooklyn ebenso stämmig und fröhlich wachsen wie irgendwo sonst. Wir verlassen die Tochter Francie und ihren Bruder Neeley am Ende dieses wahrhaft großen Buches ruhig, weil wir das sichere Gefühl haben, daß sie von ihrer Mutter das richtige Rüstzeug fürs Leben mitbekamen, ein Rüstzeug nämlich, das den inneren Menschen aufbaute und festigte, ihm das Herz warm behielt und die Augen voll Glanz, obwohl diese Mutter ihren Kindern nichts vormachte, obwohl in jeder ihrer Antworten die volle, nackte Wahrheit lag.

GERHARD SIMSON:
Fünf Kämpfer für Gerechtigkeit
C. H. Beck Verlag, 289 Seiten, Ganzleinen, 12,50 DM

Hier wird das Schicksal von fünf Männern geschildert, die zu ihrer Zeit gegen Vorurteile, Unrecht, Massenwahn, Irrtümer und Unsitten ankämpften. Von den Hexenprozessen bis zur Dreyfusaffäre, von der Gründung des Roten Kreuzes bis zu den Taten Fridtjof Nansens wölbt sich der Bogen. Da ist der Leipziger Professor Thomasius, der in Wort und Schrift dem Hexenwahn zu Leibe geht. Nach seinem Tode (1728) gab es keine Hexenprozesse mehr. Da finden wir das seltsame Leben des französischen Offiziers Georges Picquart, der großen Anteil daran hatte, daß der jüdische Hauptmann Dreyfus, der auf Grund falscher Anschuldigungen wegen Landesverrats bestraft wurde, rehabilitiert wurde. Der Dritte im Kreis ist Cesare Lombroso, der den Gedanken in die Welt pflanzte, daß es nicht nur Aufgabe des Staates sein könne, Kriminelle zu strafen, sondern ihnen zu helfen und sie zu bessern. Dann begegnet uns Henry Dunant, der Bankier und Spekulant, der die Idee des Roten Kreuzes in die Welt schleuderte. Und zuletzt: Fridtjof Nansen, Forscher und Entdecker, Helfer der Flüchtlinge und Unterdrückten. Ein Buch, schön und lebendig.

JOHN BUCHAN:
Trommeln über Transvaal
Verlag Aschendorff, 240 Seiten, zahlreiche Illustrationen, Preis 6,80 DM

Der Verfasser, dessen literarisches Lebenswerk mehr als fünfzig Titel umfaßt, schildert in diesem spannenden Buch den Kaffernaufstand vom Jahre 1906, die abenteuerlichen Begegnungen und Erlebnisse des neunzehnjährigen David sowie das Schicksal des Führers der Aufständischen, Johannes Lopatas.

WALTER SCHERF:
Lautlos wandert der große Bär
Verlag Haus Altenberg, Preis gebunden 2,80 DM

Fahrtenbücher sind keine Seltenheiten mehr. Das vorliegende fällt aus dem üblichen Rahmen, es spricht von den Dingen, an denen wir heute achtlos vorübergehen. Scherf weist auf die Schönheiten und den Inhalt des Einfachen und Selbstverständlichen. Alles hat etwas auszusagen: der Regen, der Nebel, die Straße, die Herberge, jedes Stückchen Natur und der lautlos wandernde Große Bär. Alles ist Erlebnis. Hier wird vom Einfachen und Natürlichen gesprochen, von dem, was beruhigt, uns auszufüllen.

R. L. CARSON:
Geheimnisse des Meeres
Biederstein Verlag, 1952, 256 Seiten, Preis 9,80 DM

Rachel Carson hat so etwas wie einen Best-Seller über das Meer geschrieben. Selbst wenn man populärwissenschaftlichen Publikationen skeptisch gegenübersteht, wird man zugeben, daß die Amerikanerin das Problem gut bewältigt hat: sie hat eine erstaunliche Menge von erdkundlichen, pflanzen- und tierkundlichen Details zu einem sehr gut lesbaren Ganzen verarbeitet. Ihr Rezept: eigenes Studium und die Bemühung, alles, wissenschaftliche Theorie, Forschungsergebnisse und Beobachtungsmaterial, in eine allgemeinverständliche, nie nach Effekten haschende Sprache zu bringen, die ihre Poesie aus der Ehrfurcht vor der Schöpfung bezieht. In unserer auch in der sprachlichen Mitteilung oft so aufgeregten Zeit ein sympathisches Buch, das beruhigt, unterrichtet, bildet. Fotos: Gundlach



Unter der Laterne stand sie mit einer Zigarette. Typisch Paris, dachte ich. Mir fiel ein Film ein, den ich in Deutschland gesehen hatte: Ein Mädchen, wie das da unter der Laterne, spielte die Hauptrolle. Es war sehr lasterhaft und hatte einen Verbrecher zum Freund. Neugierig sah ich das geheimnisvolle Mädchen an.

ICH WOLLTE WAS ERLEBEN IN PARIS

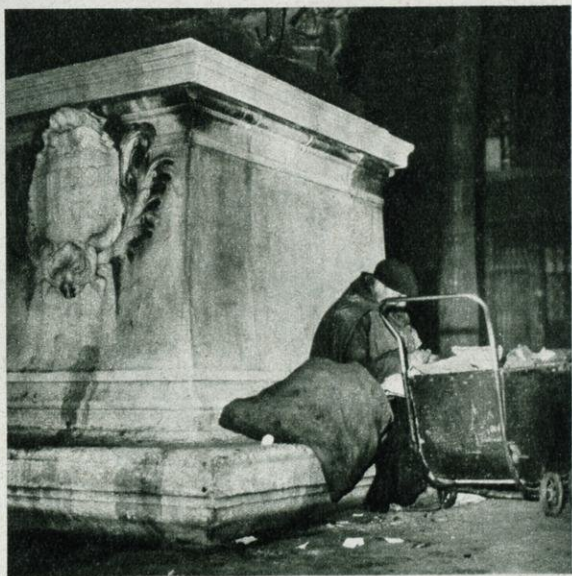
Und was sagte das geheimnisvolle Mädchen?



In einem Keller war der Teufel los. Im Film hatte ich einmal so einen Keller gesehen. Ich stieg hinunter und war mitten im Gewühl. Was ich vermüßte, waren Franzosen. Vielleicht kommen die noch, dachte ich. Und da kam auch schon das Laternenmädchen mit einem Mann. Sie tanzten unermüdlich Jitterbug.



Als der Morgen dämmerte, stieg ich aus dem Keller. Und da erstand vor mir ein Stückchen Paris, das ich noch in keinem Film gesehen hatte: das Paris der dunkeln Hinterhöfe, der Mülltonnen und des grauen Elends.



Mit anderen Augen sah ich Paris. Auf dem Sockel des Denkmals saß ein älterer Mann und schlief. In einem alten Kinderwagen hatte er Papier gesammelt. Paris sah plötzlich nicht mehr so romantisch aus. — Ich ging zur Metro, um zu meinem Hotel zu fahren . . .



Und da saß sie, meine Laternenbekanntschaft. Auf der Bank der Metrostation rauchte sie eine Zigarette. Ich starrte sie an. Und plötzlich fragte sie mich: „Kommen Sie auch aus Deutschland . . .? Ich bin Kölnerin und verleve meinen Urlaub in Paris.“

Märchen vom Fußball-Profi

Man verkauft sich für eine einmalige Summe, aber sobald man den Vertrag unterschreibt, hat man seine Freiheit aufgegeben

Sie liest sich so wunderschön: die Geschichte von dem Fußballspieler, dessen Begabung mit Gold aufgewogen wird. Die ausländischen Profiklubs warten nur darauf, ihre Geldschränke weit zu öffnen und den Star mit all den Ehrenattributen zu empfangen, die dem Meister des edeln Ballspiels gebühren.

Die Wirklichkeit ist oft ganz anders. Und dem Lohn, der gezahlt wird, steht eine Behandlung gegenüber, die nicht gerade von Ehrfurcht diktiert ist. Die wenigen deutschen Spieler werden dies auch schon erkannt haben: Spikofski, kaum gekauft, steht schon auf der Transferliste. Die Rundwanderung kann beginnen.

Die Schweden haben in den vergangenen Jahren zu den großen Attraktionen in Italien und Frankreich gehört. Nun, da sie beginnen, Vater Zeit ihren Tribut zu zollen, ändert sich die Behandlung. Und der Ton. Sie sind nicht mehr die begehrten Sterne, sondern bezahlte Fußballarbeiter, denen man offen erklärt, was man über sie denkt. Und dies ist manchmal nicht gerade schmeichelhaft.

Ake Hjalmarsson war ein ausgezeichnete Spieler. In den harten italienischen Spielen wurde er zusammengetreten. Lange mußte er pausieren, ehe er zu Nizza kam. Nun hat der französische Klub den Türken Lefter engagiert, und Hjalmarsson kann den Koffer packen.

Hasse Jeppson, Schweden großartiger Mittelstürmer, ist der teuerste Spieler, der je in Italien gekauft wurde. Für 900 000 Schweden-

kronen erwarb ihn Napoli von Atalanta Bergamo. In der Hoffnung, daß Jeppson, wie es bisher der Fall gewesen war, Tore am laufenden Band schießen soll.

Aber Jeppson ist sehr markiert und hat stets zwei Gegenspieler förmlich an sich hängen. Er kommt nicht zum Torschuß. Dennoch ist er nützlich, denn dank der strengen Bewachung werden seine Nebenspieler frei. Doch dies sehen die Fanatiker nicht. Jeppson schießt keine Tore, Napoli ist einem Bluff erlegen, heißt es. Für den armen Jeppson gibt es keine mildernden Umstände, man hat gezahlt, folglich muß er zeigen, was er kann. Kann er dies nicht, dann ist er nichts wert.

Ein anderes, noch markanteres Beispiel: Gre-No-Li, Mailands wunderbares schwedisches Innenstürmer, bestehend aus Gunnar Gren, Gunnar Nordahl und Nisse Liedholm. Die Mannschaft führt im Augenblick die Ligatabelle an und wird dennoch kritisiert, Gre-No-Li schießen nicht genügend Tore.

Gren klagt in einem Brief an schwedische Freunde: „Mir hängt das Fußballspielen buchstäblich zum Halse heraus. Ich habe keine Freude mehr daran. Wir haben einen neuen Trainer, und der fordert von uns, die wir seit Jahren unseren Spielstil haben, daß wir uns jetzt umstellen sollen. Weite Vorlagen sinnlos nach vorn schlagen und dann hinterherjagen. Ich sagte ihm, daß wir Fußballspieler seien und keine Sprinter. Aber er verstand die Finesse nicht.“



Das Schlußwort

„Und die Gewerkschaften spucken immer große Bogen und was tun Sie?“

Neulich wohnte ich einer Gewerkschaftsversammlung in der Straßenbahn bei. Die hatte sich ganz einfach so ergeben:

Zwei Männer schimpften über die hohen Preise und die niedrigen Löhne, und ein dritter mischte sich ein:

„Und die Gewerkschaften spucken immer große Bogen, und was tun sie? Nichts. Sie sorgen weder für Lohnerhöhungen noch für Preissenkungen.“

Er hatte recht laut und vernehmbar gesprochen, so daß sich alle Blicke auf ihn richteten.

„Ach, wissen Sie“, wandte sich eine resolut aussehende Frau an ihn, „ich bin gegen Lohnerhöhungen. Mein Mann kriegt bloß Rente. Und die wird und wird nicht höher. Nur die Preise klettern. Dafür sollten die Gewerkschaften sorgen,

daß das aufhört. Dann bin ich schon zufrieden. Nee, nee, nur keine neuen Lohnerhöhungen!“ Die Frau erhielt als Antwort überall beifälliges Kopfnicken. Und meine Nachbarin blickte zu ihr und den Männern auf:

„Das sagt mein Mann ja auch immer. Aber man merkt ja nicht, daß die Gewerkschaften was gegen die Preiserhöhungen tun. Ich sag auch immer: Man ist schön dumm, wenn man da die Beiträge bezahlt. Es lohnt sich nicht. Helfen tut dir keiner.“

Und der ganz schlaue Mann blickte bei ihren Worten triumphierend in die Runde und wollte gerade einen neuen Satz beginnen, als sich eine zunächst stockende, dann aber immer energischer werdende Stimme bemerkbar machte. Sie gehörte einem etwa 18jährigen Jungen ganz in der Ecke, der bisher so getan hatte, als interessiere ihn die Unterhaltung gar nicht. Und er sagte, zu meiner Nachbarin gewandt — aber es war im ganzen Wagen leicht zu verstehen:

„Ich bezahle auch Gewerkschaftsbeitrag. Aber ich komme mir gar nicht so dumm vor!“

Der schlaue Mann verzog gerade sein Gesicht zu einem ironischen Grinsen, als der Junge schon fortfuhr:

„Ich halte vielmehr diejenigen für recht dumm, die der Meinung sind, daß die Gewerkschaften die Preise bestimmen könnten. Die Gewerk-



Millionen laufen Woche für Woche auf die Fußballplätze ohne zu wissen, daß Fußballspieler schon meist zu einer Handelsware geworden sind. Fotos: Dick, dpa

Gren wird nach Abschluß der Saison nach Schweden zurückkehren. Liedholm wird ihm folgen. Nur der Tank Nordahl wird bleiben. Der einzige große Schwede, der es mehrere Jahre lang aushält.

Sigge Löfgren, Hälsingborgs junger Verbinder, wurde förmlich von Lazio Rom gejagt. Als er endlich den Vertrag unterschrieb, jubelte man in Rom und bereitete ihm einen feierlichen Empfang. Heute spielt er in der Reserve, und sein Klub will ihn verkaufen. Er ist ein blendender Spieler und hat auch nicht versagt. Aber er hatte einmal eine andere Ansicht als der Trainer-Diktator, und dies ist natürlich eine Todsünde, die auch bestraft wird.

24 Schweden führen in den letzten Jahren ins Ausland. Von ihnen sind acht bereits in die Heimat zurückgekehrt. Enttäuscht und durch das gute Leben der Disziplin und Eintönigkeit, die ein bürgerlicher Beruf mit sich bringt, ein wenig entfremdet. Im nächsten Sommer wird sich die Zahl der Heimkehrer verdoppelt haben.

Es ist weder ein Leben à la „Tausendundeine Nacht“, noch wird man reich als Berufsspieler. Nur ganz wenige Spieler haben das große Glück, sich ein Vermögen zusammenzuspielen. Die anderen aber, der Durchschnitt, schafft sich ein paar tausend Mark, und wenn sie nach Hause zurückkehren, beginnt für sie das Problem des Aufbaus ihrer Existenz.

Es liest sich schön, das Märchen vom Fußball-Profi. Aber fragt die Spieler, die jetzt zurückkommen, und ihr werdet Berichte hören, die leider nicht in den Zeitungen stehen. Man verkauft sich für eine einmalige Summe, aber von dem Augenblick an, da man den Vertrag unterschreibt, hat man seine Freiheit aufgegeben. Und seine Individualität. Peter Brie

schaften haben ganz andere Aufgaben. Aber unsere Hausfrauen und alle, die viel einkaufen, die könnten wenigstens zum großen Teil die Höhe der Preise regulieren. Man sollte doch eigentlich alle Lebensmittel da kaufen, wo sie am besten und am preiswertesten sind. Im Konsum zum Beispiel. Da sollte man ruhig mal einen etwas weiteren Weg mit in Kauf nehmen. Das tut meine Mutter auch. Oder man sollte mal das Obst kaufen, das gerade reichlich da ist. Dann kann man schon die Preise ganz gewichtig mitbestimmen. Im übrigen...“ er stockte erst ein wenig, fuhr dann aber tapfer fort... „sollte man überhaupt für die Männer eines Wirtschaftssystems nicht Leute verantwortlich machen, die nichts dazu können. Gestern Abend in der Gewerkschaftsschule hat noch einer gesagt: Man muß bei den Wahlen aufpassen und nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, nicht nach Weltanschauungen wählen. Und ich glaube, der hatte recht.“

Sprach's, klemmte seine Aktentasche fester unter den Arm und stieg aus.

Da auch ich mein Ziel erreicht hatte, sprach ich ihn an: „Das war aber ein gutes Schlußwort.“ Und er meinte: „Es war das erste in meinem Leben.“ Und er fügte nach einer Pause leicht verlegen freundlich lächelnd hinzu: „Dabei hatte ich noch nicht einmal das Referat gehalten.“

KURZ BERICHTET

Scharfe Maßnahmen gegen Geheimbünde

Der hessische Ministerpräsident Zinn forderte in einer Rede über den Bayrischen Rundfunk scharfe gesetzliche Maßnahmen gegen die Organisation von Geheimbünden in Westdeutschland.

Pablo Casals tritt aus der UNESCO aus

Der weltberühmte Cellovirtuose Pablo Casals, ein gebürtiger Spanier, der seit Beginn der Franco-Herrschaft in Frankreich im Exil lebt, ist aus Protest gegen die Aufnahme Spaniens aus der Sektion Musik der UNESCO ausgetreten. Gleichzeitig hat Professor Marcel Florkin, ein Mitglied der belgischen UNESCO-Delegation, wegen der Aufnahme Spaniens seinen Rücktritt erklärt. Nepal und Libyen sind inzwischen einstimmig als UNESCO-Mitglieder aufgenommen worden.

Nur 36 Schüler

Eine Verringerung der Klassenschülerzahl auf höchstens 36 Schüler forderte der Ausschuß für Leibeseziehung in der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrerverbände. Ein geordneter, nutzbringender Turn- und Sportunterricht sei bei höheren Schülerbezahlen ohne gesundheitliche Gefährdung und Vernachlässigung der Sicherheit kaum zu erreichen. Die Sorge um die körperliche Erziehung und Entwicklung der Jugend lasse eine Änderung im Sinne der Vorschläge dringend geboten erscheinen.

Kreuz auf der Weltkugel

Um dem Mißbrauch des Zeichens der Evangelischen Jugend Deutschlands (Kreuz auf der Weltkugel) entgegenzuwirken, hat die Jugendkammer der EKD ab sofort einen Stopp für die Anfertigung neuer Zeichen auf Wimpeln, Fahnen, Paramenten usw. erlassen. Alle bisherigen Varianten werden überprüft. Dann sollen neue Richtlinien für die Verwendung erlassen werden.

Stundenlohnopfer

Die Christliche Arbeiterjugend (CAJ) hat ihre Mitglieder aufgefordert, ein Stundenlohnopfer für die besonderen Aufgaben der CAJ in Berlin und in der Sowjetzone zu geben.

Burg Hohensolms

Die Jugendburg Ronneburg wird von der evangelischen Kirche von Hessen und Nassau aufgegeben. Statt dessen soll die zwischen Gießen und Wetzlar gelegene Burg Hohensolms gepachtet werden. Die Ausbaurbeiten sollen bis zum Sommer nächsten Jahres abgeschlossen werden. Vor 1933 war Hohensolms der Mittelpunkt der Arbeit des Bundes Christdeutscher Jugend.

DFG-Winterurlaubsführer 1952/53

„Die Deutsche Ferien-Gemeinschaft G. m. b. H. (DFG), Frankfurt/Main, legt ihren neuen Winterprospekt vor, der in übersichtlicher Anordnung ein Angebot von rund 130 Gesellschaftsreisen nach den bekanntesten Urlaubsgebieten Bayerns, des Harzes und Schwarzwaldes sowie nach Italien, Österreich und der Schweiz enthält.“

Der Urlaubsführer ist diesmal insofern besonders interessant, als darin auch „Einzelreisen“ nach Bayern, dem Harz, Schwarzwald, Württembergischen Allgäu, Schwäbischen Wald, der Schwäbischen Alb, dem Bergischen Land, Sauerland, der Rhön, Eifel, dem Vogelsberg, Taunus, Hunsrück und Westerwald schon ab DM 35.— für volle 7 Tage Unterkunft und Verpflegung (3 Mahlzeiten täglich) enthalten sind. Es versteht sich, daß für Gesellschafts- und Einzelreisen die DFG-Sparmarken zum vollen Nennwert in Zahlung gegeben werden können. Ebenso nehmen die meisten Gewerkschaftsheimen — zu denen die Sonderzüge wie im vergangenen Sommer benutzt werden können — jetzt auch die Sparmarken für die Pensionsleistung in Zahlung.

Die Prospekte sind ab Ende November bei allen DGB-Kreis- und Ortsausschüssen sowie bei den Verteilungsstellen derjenigen Konsumgenossenschaften zu beziehen, die sich in die Sparmarkenausgabe eingeschaltet haben.“

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT
DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Wilhelm Biedorf, Schriftleitung: Hans Trenpfe, Tel.: 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripte nach Rückporto beizugeben. Kupferstichdruck: Kölner Presse-Druck GmbH, Köln, Breite Str. 70, Presshaus.